Berliner Volks-Zeitung

Mittwoch, 10. September 1930

Bunte Welt

Die Rache der betrogenen Ehegattin

Die schöne Lady Oven steht vor den Pariser Geschworenen unter der Beschuldigung, einige Schüsse auf ihre Nebenbuhlerin, Madame G., abgegeben zu haben, zu deren Ehegatten, einem Arzt, sie zarteste Beziehungen unterhielt, welche dieser kürzlich lösen wollte, allerdings erst, nachdem er ein Darlehen, das ihm die reiche Witwe zur Errichtung einer Klinik gewährte, auf Heller und Pfennig zurückgezahlt hat. Lady Oven verteidigte sich damit, dass sie sich von Dr. G. Mutter fühle, dass sie überhaupt nicht Frau G., sondern den Geliebten erschiessen wollte, dass sie in wahnsinnigster Ueberreizung gehandelt usw. Sie erschien in der Wohnung des Arztes und wurde von dessen Frau empfangen, die von den Beziehungen der beiden wusste, sehr darunter litt, Ihrer Nebenbuhlerin aber trotz Abratens der Freunde Aug' in Aug' gegenübertreten wollte. Die Staatsanwaltschaft nimmt nun an, dass Lady Oven sich der Ehegattin entledigen wollte, da sie sofort schoss, als sie das Zimmer der Madame G. betrat. Bei der in Frankreich herrschenden Rechtseinstellung, die man gerne als Stimme des Volkes bezeichnet, hätte Lady Oven trotzdem ziemlich viel Chancen, milde wegzukommen. Sie hat sich Mutter gefühlt — also sei ihre Tat begreiflich.

Das Ehepaar G. hat keine Kinder. Doch da ist noch ein Punkt zu berücksichtigen: Die doppelt verletzte Ehefrau wird als Nebenklägerin zugelassen, da sie ja die eigentlich Geschädigte ist. Sie ist nicht lebensgefährlich verletzt, und nachdem die Geschosse durch zwei Operationen extrahiert, hoffen die Aerzte mit Sicherheit, sie am Leben zu erhalten. Aber diese Madame G. hat sich eine seltsame Form der Rache ausgedacht. Sie überlässt nämlich die Entscheidung darüber, ob sie selbst auf verschärfte Bestrafung der Lady Oven besteht oder nicht, ihrem Gatten. Dieser ist nun in die schlimmste Zwangslage hineingepresst. Seiner Gattin hat er, als sie schwer verletzt auf ihrem Krankenlager siechte, tausendmal zugeschworen, dass er sie abscheuliche Tat seiner Geliebten verdamme, dass er ihr tausend Tode wünsche, und was man sonst in einer derartigen Lage — übereilt — sagen kann. Und nun wird er vor die Alternative gestellt, diese selbe Geliebte, die Mutter seines Kindes, für viele Jahre ins Zuchthaus zu schicken oder aber, wenn er von Strafverfolgung absieht, in den Augen seiner Gattin nicht nur als Ungetreuer, sondern auch als ein Mann zu erscheinen, dem es womöglich gar nicht so unerwünscht gewesen wäre, wenn das Attentat die gewünschte Wirkung ausgelöst, damit er die andere hätte heiraten können.

Der Doktor G. soll innerhalb dieses Zwiespaltes nicht mehr ein noch aus wissen, und seine Freunde sind augenblicklich bemüht, die genesende Gattin dazu zu überreden, selbst eine Entscheidung zu treffen, damit sie dem gänzlich verzweifelten Gatten erspart bleibe. Vielleicht gelingt es, angesichts der furchtbaren Situation, in Madame G. mildere Gefühle wachzurufen.

O. R—d.

Tom Mix

Der erzieherische Wert der Andersenschen Märchen scheint doch ziemlich problematisch zu sein, und wir dürfen also stolz unsere bekannte Tugend, die wir lange bescheiden als die Frucht bloss einer fleissigen Jugendlektüre dieses Dichters angesehen haben, als unsere eigene, tief eingeborene Natur betrachten, die sich eher zu sagen, trotz dieser moralischen Lektüre unerschütterlich behauptet hat, und trotz allen Ansturms einer äquivoken Welt auf unser, Gott sei Dank, ja so starkes und unnahbares Herz sich zu der schönen und strahlenden Blüte entwickelt hat, die unser Mannestum nun zu diesem leuchtenden Vorbild, Muster und Exempel bürgerlicher Tugend macht. Sehen Sie zum Beispiel in Odense, jawohl also ausgerechnet Odense, wo doch H. C. Andersen geboren wurde, wo es ein Museum mit seinen Stiefeln, seinem Parapluie und einer Locke seiner Dichterstirn gibt, wo in jedem Galanteriewarengeschäft von 136 Galanteriegegenständen seine Neanderthal — bitte sehr, das schreibe ich Johs. V. Jensen nach, gegen dessen Andersen-Festrede im königlichen Theater allerdings die Quinta des Helleruper Gymnasiums denn auch feierlich in der Zeitung Protest eingelegt hat — also seine schrecklich grosse, haarige Neanderthalhand der Jugend onkelhaft an das keimende Herz greift, wo die Schulen, wo die Stadtverordneten, wo die Kegelvereine lokalpatriotisch in H. C. Andersen schwelgen, wo jedes Heim ein Altar der Verehrung dieses Dichters ist, und die Säuglinge in den „Wiegestuben", die es allerorten in diesem Odense noch gibt, schon mit Andersen gewiegt, gelullt, gewickelt und gesäugt werden, — also ausgerechnet in diesem Odense H. C. Andersens, und ausgerechnet in seinem Jubiläumsjahre hat jetzt die Polizei eine jugendliche Diebes- und Räuberbande, deren Mitglieder in dem ebenso unschulds- wie hoffnungsvollen Alter von 10 bis 14 Jahren stehen und dessen Anführer sich den weniger aus H. C. Andersen als aus einer mehr robust amerikanischen Romantik entlehnten Namen Tom Mix zugelegt hatte, aufgedeckt.

Wohlgemerkt keine spielerische Räuber- und Gendarmenangelegenheit, sondern eine ernsthafte, stramm organisierte Erwerbsgesellschaft, in der Mitglieder aller Gesellschaftsschichten und aus allen, höheren wie niedrigeren Schulen, sozial tolerant, sich zusammengeschlossen hatten, mit Statuten und Geheimsprache, einem richtigen Code (Mosse-Code?), Verbrecherzinken und -werkzeugen, um nach strategisch ausgearbeiteten Schlachtplänen ihre Raubzüge zu unternehmen, das heisst zu klauen, was nicht niet- und nagelfest war, es zu verschärfen und für den Erlös sich einem zügellosen Lebensgenuss, teils in Cachoubonbons, teils in Zigaretten, hinzugeben. Ja, sehen Sie, in Odense, der Geburtsstätte des Märchendichters H. C. Andersen. Sie werden melancholisch zustimmen, dass der erzieherische Wert seiner Märchen, also vielleicht doch ein wenig problematisch ist. Aber Sie brauchen deswegen noch nicht düster in die Zukunft der dänischen Jugend zu sehen. Zum Glück haben wir unseren, Gott sei Dank, konservativen, sozusagen katonischen Bürgermeister Kaper (natürlich nicht in Odense, sondern in der Reichshauptstadt Kopenhagen), der zugleich ein, Gott sei Dank, also streng konservativer, Pädagoge und Scholarch ist, und als solcher (nach einer Neuausgabe von Kaspers deutscher Grammatik und einem Buch über den deutschen Dichter Friedrich von Schiller) jetzt Martin Luthers selbst konservativen Leuten ein wenig veraltet erscheineden kleinen Katechismus neu bearbeitet, verbessert, modernisiert, der heute geltenden Ethik angepasst hat.

Und da der Dr. Kasper als Bürgermeister zugleich der Standesbeamte von Kopenhagen ist, und als solcher egal kopuliert und scheidet, und wieder traut und wieder scheidet, so hat er natürlich allem, was auf das sechste Gebot sich bezieht, besonderes Interesse zugewandt, und so steht denn in diesem neuen dänischen Katechismus von 1930, bitte sehr, wörtlich: „Du selbst keine geschiedene Frau heiraten!"

Ich meine, Sie brauchen sich also keinen düstern Gedanken um die moralische Zukunft der dänischen Jugend hinzugeben. An der Hand dieses neuen Katechismus des kleinen Luther, alias Dr. phil. E. Kaper, wird diese Jugend bald wieder zu der schönen, strengen Urvätersittlichkeit zurückgeführt sein, von der das Bürgerliche Gesetzbuch, zumal hier in Dänemark, wo es das „Vergehen" des Ehebruchs nicht mehr kennt, und soeben auch die Todestrafe (nicht nur für Ehebruch) glatt gestrichen hat, in der laxen, liberalen, libertinischen Toleranz unserer Zeit leider allzuweit sich entfernt hat.

E. V.

Ein Verrückter als Wohltäter

Kürzlich versammelte sich vor einem Budapester Irrenhaus eine Menge von Armen, die stürmisch die Entlassung eines Klavierfabrikanten Karolyi Kernacz forderte. Die Polizei musste erst die Menge auseinandertreiben. Kernacz hatte sich die Liebe der Armen dadurch erworben, dass er eine Zeitlang im Volkspark Nahrung und Geld in grossen Mengen verteilte. Auf den Rat eines Arztes liess nun die darüber nicht gerade entzückte Familie des Wohltäters diesen untersuchen, und es wurde eine Geisteskrankheit bei ihm festgestellt, worauf man ihn in eine Anstalt überführte. Die Armen waren unglücklich, als der freigebige Spender sich nicht mehr blicken liess, und so suchten sie seine Freilassung zu erzwingen.

Das Schiff der Abenteuer

(Nachdruck verboten)

Roman von Felix Hollaender

(Copyright by S. Fischer, Berlin 1929)

I.

Kapitän Groen stand auf der Kommandobrücke, als der dritte Offizier der „Orinoco", ein blutjunger Mensch, dienstbeflissen an ihn herantrat.

„Alles an Bord?"

„Die Schwestern Wünsch fehlen noch und Dr. Wanner."

„Gepäck?"

„Von den Damen ein grosser Schrankkoffer und eine Handtasche — von dem Doktor kein Stück. Man hat den ganzen Lagerraum daraufhin untersucht."

Kapitän Groen zog die Uhr. Sein kantiges, viereckig geschnittenes, gutmütiges Gesicht verzog sich einen Augenblick.

„In sieben Minuten sollten wir abfahren — zehn lege ich zu — nicht eine Sekunde mehr! Veranlassen Sie das Weitere!"

Die Passagiere hatten sich über die Reling gebeugt und starrten auf den Kai, der von Menschen nur so wimmelte. Blaublusen, Hafenarbeiter und Träger standen abwartend und faulenzend da und mischten sich unter die Hafenpolizei — Angehörige und Bekannte der Vergnügungsreisenden schrien von unten ihre letzten Grüsse und Wünsche herauf, forderten Ansichtskarten von jeder Station, erteilten gute Ratschläge gegen Seekrankheit und andere Uebel.

Abseits von den Passagieren auf dem Achterdeck standen die Trompeter, die sich müde geblasen hatten. Die Instrumente unter dem Arm, warteten sie auf die Abfahrt der „Orinoco", um zum Abschied noch einmal das Deutschlandlied herauszuschmettern.

Auf Deck hatte es sich inzwischen verbreitet, dass drei Reisende fehlten und die Schiffstreppe deshalb noch immer herabgelassen war. Einzelne Matrosen hantierten geschäftig, lackierten schadhafte Stellen, untersuchten die Takelage, begannen langsam die gehissten bunten Wimpel herunterzulassen.

„Da kommen sie", rief jemand. Alles beugte sich über das Geländer und musterte, mit Krimstechern bewaffnet, neugierig die Verspäteten.

„Drei Minuten vor neun — ein starkes Stück", sagte lachend ein kleiner, untersetzter Ehemann mit kugelrundem Kopf und knallrotem Gesicht zu seiner blassen, dürren Gattin, die ihn um Haupteslänge überragte. „Donnerwetter, nicht übel", fügte er hinzu.

Auch der übrigen hatte sich eine fühlbare Erregung bemächtigt, als ob sie instinktiv spürten, dass durch den Zuwachs dieser drei Personen die Reisegesellschaft erst ihre eigentliche Physiognomie erhalten hätte.

Ist es nicht so, dass in jedem grösseren Kreise es nur ein paar Köpfe sind, die die Aufmerksamkeit auf sich lenken — von denen man mit einer gewissen Voreingenommenheit erwartet, dass sie den Stumpfsinn und Alltag aufrühren und den Stoff zur Unterhaltung und Entrüstung liefern würden!? . . .

In der Tat hatte der sehr schlanke Mensch, der in den einen Hand seinen Filzhut, in der anderen eine kleine lederne Tasche trug, mit seiner breiten, quadratischen Stirn, dem dunklen, dicht anliegenden Haar, das an den Schläfen bereits leicht ergraut war — und den überhellen, flackernden Augen auf den ersten Blick etwas Anstössiges. Standen die Pupillen zu dicht nebeneinander — waren die Linien des Mundes zu dünn und eigenwillig?

Er schien von der allgemeinen Neugier nicht die mindeste Notiz zu nehmen. Sie galt wohl auch in noch höherem Grade den beiden blutjungen Frauenspersonen, die ihm auf dem Fusse folgten: den Schwestern Wünsch, Toni und Camilla Wünsch.

Die raffinierte und dabei selbstverständliche Einfachheit ihrer Reisekostüme liess den Glanz ihrer Jugend noch strahlender hervortreten. Nur ein geringer Altersunterschied konnte zwischen ihnen bestehen — ihre Aehnlichkeit erschien zuerst frappant.

Beide hatten das gleiche schimmernde, blonde Haar, die leuchtenden, wasserhellen, grauen Augen, die wunderbare, unberührte, straffe Haut, die klare, weisse Stirn, die kühl sein musste, wie die langen, schmalen Hände — die schlanken Hüften und die schnurgeraden Beine.

Aber Camiflas Züge waren weicher, hingebender, die Form des ganzen Gesichts völliger. Tonis Mund war herber — ihre Augen trotz der Helle undurchsichtiger und verschlossener.

Sie warteten, bis Dr. Wanner ein paar Stufen der Schiffstreppe erklommen hatte und tauschten dabei ein gemeinsames Lächeln aus. Es war ja auch ein wenig komisch, dass er nicht daran dachte, ihnen den Vortritt zu lassen.

Mitten auf der Treppe drehte er sich um und vergewisserte sich, ehe er weiterschritt, dass der Gepäckträger seinen mittelgrossen Handkoffer an einen der Matrosen abgeliefert hatte.

Die Schwestern folgten, gaben sich den Anschein, als sähen sie nicht, wie sie von den Männern abtaxiert wurden, während die Frauen sie vom Hute bis zu den braunen Schuhen unbarmherzig musterten.

Die Schiffstreppe wurde hochgezogen, die Musiker spielten „Deutschland, Deutschland über alles" — vom Kai und von den Decks wurden letzte Zurufe noch einmal gewechselt — die Dampfsirene liess ihre durchdringenden, ohrenbetäubenden Pfiffe ertönen — und langsam, ein funkelndes, schwimmendes, weisses Schloss setzte sich die „Orinoco" in Bewegung, von ungeheuren Möwenschwärmen begleitet, die einer dichten Wolke glichen.

Bald liess sie Genua hinter sich, das, gross und ernst,